

Der Sommer neigte sich dem Ende zu. Mit einem seltsamen Gemisch aus Wehmut und Erleichterung stellte Anna Gontard den weißlackierten Gartenstuhl aus Schmiedeeisen zur Seite. Er verursachte ein kratzendes Geräusch auf den terrakottafarbenen Steinfließen. Ein endlos scheinender Hitzesommer würde einem angenehmeren Herbst mit gelegentlichem Regen weichen, so hoffte die Gartenbesitzerin. Ihre geliebten Dahlienbüsche, die Hortensien, Sonnenblumen und Stauden wären ohne das unermüdliche Gießen durch Anna längst verdurstet, der Rasen versteppt und vor allem die Topfpflanzen jämmerlich eingegangen. Auch die nahen Maisfelder lechzten nach Regen. Noch nie hatte man solch verdorrte Exemplare von Mais gesehen wie in diesem heißen Sommer.

Das Ende des Sommers hinterließ jedoch immer auch ein Gefühl von Traurigkeit. Das Gefühl von Erleichterung jedoch überwog, und dies aus doppeltem Grund. Anna war froh und dankbar dafür, dass die gesundheitliche Krise ihres Mannes Friedrich nun endlich überwunden schien. Nach einem körperlichen Kollaps im Frühjahr hatte er sich erstaunlich gut erholt. Der Schock saß noch tief, wenn sie sich den schrecklichen Moment ins Gedächtnis rief, als er nach einem gemeinsamen Spaziergang mit Hund Oskar zuhause kollabiert war. Anna wählte aus Versehen statt 112 den Notruf 110, wurde mit der Polizei verbunden, dann jedoch an den Malteserdienst weiterverwiesen, der unverzüglich mit kompetenten Helfern und einem Notarzt erschien. Dieser versicherte Anna, dass die Situation für ihren Mann zwar ernst war, aber alles getan werde, „damit er über den Berg kommt.“ Nach zwei Tagen auf der Intensivstation und einer Woche Krankenhausaufenthalt wurde Friedrich Gontard einigermaßen stabil entlassen, doch der Kardiologe riet ihm, sich altersgemäß vernünftig zu verhalten: Keine Überanstrengungen, wohl aber ausreichend Bewegung. Für Letzteres hätte ihr rühriger Mann keine Empfehlung gebraucht, dachte Anna.

Sie schaute auf die Lindenfelser Standuhr. Es war fast 18 Uhr, und noch immer war ihr Mann nicht heimgekommen. Aber er war ja in seinem Element. Er besuchte ein Ehepaar, das ihn um eine Einschätzung einer Porzellansammlung gebeten hatte. Der Hobbysammler Friedrich Gontard war ein beliebter Kunst- und Antiquitätenkenner „im Ruhestand“ geworden, und sein Wissen, wenn es um das

Einschätzen schöner alter Objekte ging, hatte sich herumgesprochen.

Neulich war ein Biedermeiersekretär ins Haus gekommen, den Gontard nach Einschätzung und Abgabe seiner Expertise nun bald auf eine Auktion geben und versuchen würde, im Auftrag der Besitzer, die Anna nicht kannte, möglichst hochpreisig versteigern zu lassen. Sie kannte die Besitzer nicht, und doch, das geballte schlechte Gewissen beschlich Anna, wenn sie an ihr Geheimnis dachte: Sie hatte vor zwei Tagen aus ihr unerklärlichen Gründen plötzlich einem Impuls nachgegeben und den Sekretär

näher begutachtet, nachdem ihr Mann mit Hund Oskar zusammen das Haus in Richtung Wald verlassen hatte. Sie, die ebenso wie ihr Mann alte Möbel und andere antike Objekte liebte und sich in moderner Einrichtung niemals hätte wohlfühlen können, war ansonsten eher ein Zaungast des Hobbys ihres Ehemannes.

Beim Hantieren mit einer der vielen Schubladen mit gelblichen Elfenbeinknöpfen hatte sie plötzlich bemerkt, wie ein Scharnier nachgegeben hatte und wie sich wie durch Zauberei eine weitere kleine Schublade hinter der ersten öffnete und vor ihr ein Bündel lag, das mit einer unscheinbaren Kordel verschnürt war. Kein romantisches blaues Samtband, keine gerüschte Brokatschleife, nein, ein grünes Plastikband hielt das zusammen, was sich als Briefebündel herausstellen sollte. Warum hatte sie ihrem Mann, der bald darauf vom Hundespaziergang heimgekommen war, nichts gesagt? Sowohl die Existenz des Geheimfachs als auch das Vorfinden der Briefe hatte sie ihm schlicht einfach verschwiegen.

Sie hatte das Scharnier geschlossen, die Lade des Sekretärs zugeklappt, das Bündel Briefe mit hoch in ihr kleines Zimmer genommen, das ein Exfreund ihrer Tochter Lilli einmal das „Kunst- und Literaturzimmer“ bezeichnete, weil Anna darin am liebsten malte, las und ihre Korrespondenz erledigte. Sie hatte das Bündel klopfenden Herzens im bemalten Bauernschrank verwahrt. Neugierig auf die Lektüre der Briefe, die einen geheimnisvollen Touch dadurch hatten, dass sie mit einem kleinen Etikett versehen waren mit der Aufschrift „streng geheim“ und „bitte nicht wegwerfen“. Aber den Bauernschrank hatte sie mit einem nagenden schlechten Gewissen abgeschlossen.

Warum nur? Wie hinterhältig sie sich vorkam! Wie perfide ihrem Mann gegenüber. Aber vielleicht war der Inhalt der Briefe so aufregend, dass er seiner labilen Gesundheit geschadet hätte? Anna war sich der Scheinheiligkeit dieses Arguments bewusst, und sie schämte sich dafür. Und sie musste zugeben, dass sie sich freute auf das Lesen der Briefe, sobald sich eine Gelegenheit ergäbe. Heute hatte sie keine Zeit gefunden, obwohl Friedrich außer Haus war, aber morgen würde sie mit der Lektüre beginnen. Das Auto ihres Mannes fuhr in die Einfahrt, und Anna versuchte, ihr schlechtes Gewissen zu verdrängen. „Ich Heuchlerin“ dachte sie und eilte in die Küche, um das Abendessen zu richten.

Kapitel 2: Gewissensbisse

Anna war sich noch unschlüssig, ob sie ihre Scheinheiligkeit aufgeben und sich ihrem lieben Mann anvertrauen sollte. Es war tatsächlich ein Präzedenzfall: sie konnte sich nicht erinnern, jemals so geheimniskrämerisch vorgegangen zu sein wie eben jetzt. Es war doch kein Verbrechen, ein solch „harmloses“ Geheimnis zu haben. Es war kein heimlicher Liebhaber, den sie vor ihm versteckt hielt, noch nicht einmal ein teures Kleid, das sie sich gekauft hatte. Ach nein, wann hätte sie sich wegen eines Kleiderkaufes je rechtfertigen oder gar um Erlaubnis fragen müssen? Es war in all den vielen Jahren ihrer Ehe nicht einmal vorgekommen.

Wie kindisch. Sie war doch kein Teenager mehr. Aber irgendwie fühlte sie sich innerlich oft so, als sei sie über die Pubertät nicht hinausgekommen. Ach, seufzte sie, sie war Wiederholungstäterin! Die vielzitierte frühkindliche Prägung, die Kinderstube, da hatten wir den Übeltäter! Einmal Pfarrerskind, immer Pfarrerskind. Es war keine Lüge, kein Ammenmärchen, denn es gab tatsächlich diese Prägung: das notorisch schlechte Gewissen gehörte zum Pfarrerskind wie das Amen in der Kirche. Und die Sozialisation in einem protestantischen Pfarrhaus mit klaren Begriffen wie Schuld und Sühne war allseits bekannt. Auch Anna, die Pfarrerstochter, war nicht frei davon.

Sie mußte sich getäuscht haben. Das war nicht der VW-Bus ihres Mannes gewesen, den sie gehört hatte. Umso besser. Ob sie den Brief nun doch noch lesen konnte? Anna schlenderte gemächlich hinaus zur Terrasse. Sie atmete tief, als wolle sie sich von ihrer drückenden Last, dem schlechten Gewissen, erholen. Ja, es war befreiend, hier draußen zu sein. Denn der Sommer neigte sich dem Ende entgegen, bald würde die lästige Hitze überstanden sein, und der Herbst, ihre allerliebste Jahreszeit, würde beginnen. Ja, die Sonnenblumen neigten schon ihre schweren Köpfe, einige waren bereits verdorrt, die welken Blätter hingen malerisch drapiert um die Dolden, an denen ab und zu ein Vogel pickte und spielerisch schaukelte. Dass der Herbst ihre Lieblingsjahreszeit war, hatte gewiss damit zu tun, dass sie in der Pfalz aufgewachsen war, wo der Herbst seine ganz besondere Note hatte. Obwohl die Nordpfalz mit Weinbergen und Esskastanienbäumen nicht gerade reich gesegnet war, so kam man als Pfälzerin nicht umhin, gerade auch diese Segnungen zu kennen. Bald würde sich der Mischwald auf dem Hang gegenüber ihrem Haus verfärben. Sie freute sich schon darauf!

Ihr Blick fiel auf die Zinnien in rot, lila und hellgelb, die diesen Sommer besonders üppig blühten und mit ihren festen geraden Stängeln stolz in den Töpfen standen. Die Wicken, die das Gelände zierten, schlangen sich um die Zinnienstängel, Halt suchend. Ein blutroter Hibiskusstrauch war über Nacht aufgeblüht. Die orangerote Dahlie, ein dichter Busch im oberen Beet, an die Terrasse angrenzend, schien noch einmal flammend den Sommer verkünden zu wollen. Die Schmetterlingsbüsche unterhalb der Terrasse im Steingarten mussten dieses Jahr fast ohne Schmetterlinge auskommen, nur einige

Zitronenfalter machten dem Namen der Staude noch Ehre, ansonsten sprach man doch lieber vom Sommerflieder. Wie die Hortensiendolden sich doch verfärbten, dachte Anna, ihre eh schon kränklichen Farben von hellblau bis rosa strahlten mehr als zuvor etwas Morbides aus, bald würden sie sterben. Doch die Vorboten des Herbstes, die Chrysanthemen, ließen Annas Herz wieder höher schlagen. Zwei kugelig runde Büsche in kupfrigem Braun zierten seit einigen Tagen die beiden alten, gusseisernen Amphoren in abgeblasstem Türkis rechts und links den Eingang zum Wohnzimmer flankierten.

Oh, dachte Anna, allmählich werde ich den Lavendel unten im Garten auf halber Höhe abschneiden, damit er im nächsten Sommer wieder üppig blühen kann. Das hatte sie in einem Gartenbuch gelesen. Ab Mitte August sollte das geschehen. Irgendwie ist man als Gartenbesitzer immer unter Druck, dachte sie. Nichts im Leben bekommt man umsonst. Die Schönheit der Natur fordert ihren Tribut, wie alles, was uns Freude macht. Nun werde ich doch noch wehmütig, dachte Anna weiter, indem sie eine verwelkte Kapuzinerkressenblüte abzupfte. Ob es am Alter liegt, dass man sich solcher Gedanken nicht mehr so leicht erwehren kann wie in jüngeren Jahren? Sie gab sich einen Ruck und war schon im Begriff, zum Schreibsekretär zu eilen, um den im Geheimfach gefundenen Brief zu lesen, als ein lautes Motorengebrumm ihr sagte, dass ihr Mann nun in der unteren Einfahrt tatsächlich angekommen war. Nein, sie hatte sich diesmal nicht getäuscht. Die Fahrertür schlug zu. Ein flüchtiger Blick im Vorbeigehen in den Spiegel im Hausflur. So sieht eine scheinheilige Ehefrau aus, dachte Anna. „Hallo“, rief sie nach unten und versuchte ihrer Stimme einen möglichst munteren Ton zu verleihen. „Wie schön, dass Du da bist“. Letztere Aussage war nicht geheuchelt, sondern kam tief aus Annas Herzen.

KAPITEL 3 : ALBERICH

Der kleine schwarze Hund irrte etwas ziellos durch das große Haus. Er war fast blind und so gut wie taub, und ständig stieß er hier an ein Möbelstück, dort an ein Stuhlbein. Er jaulte jämmerlich, war ohne Orientierung und zudem hungrig. Sein kurzes, struppiges Fell sträubte sich, wo war seine Herrin? Sein Geruchssinn war von allen seinen Hundesinnen derjenige, der noch am besten funktionierte, und etwas gefiel diesem Geruchssinn nicht. Er schnüffelte als wolle er sich Gewissheit verschaffen. Der kleine Hund stolperte auf dem glatten Parkettboden, verding sich mit den dünnen Pfoten in einer Schlaufe des kaukasischen Teppichs, der vor der hohen Truhe lag. Die Lade der Truhe war geöffnet. Auf dem Teppich lagen Akten, Papiere, Dokumentenmappen wild durcheinander.

„Alberich“ hatte die Herrin immer gerufen, sehr laut, damit das alte schwerhörige Tier gelaufen käme, um seine Streicheleinheiten und auch sein Futter entgegenzunehmen. „Alberich“ in liebevollem Ton, das hatte er nie überhört, aber heute wartete er vergeblich auf die Lockrufe. Er lief zur Treppe, die er seit längerer Zeit fürchtete, denn schon öfter war er abgerutscht, hatte die dünnen Beinchen schmerzhaft angestoßen an der Messingstange, die den roten Kokosläufer festhielt. Einmal war er auf den Steinplatten im unteren Flur gelandet. Die erschrockene Herrin hatte ihn in jämmerlichem Zustand vorgefunden und in die Arme genommen. „Du hättest Dir die Knochen brechen können, Alberich, Du Armer“. Er versuchte, vorsichtig die Stufen abwärts zu nehmen. Das riesige Biedermeiergemälde im Treppenhaus hing bedrohlich und schwer über ihm. Von einem dicken Goldrahmen eingefasst, blickte ein Geschwisterpaar auf den kleinen Hund hinab. Zwei Kinder im Biedermeiergewand, ein jüngerer Knabe und ein älteres Mädchen, das den Jungen beschützend umschlungen hielt. Der Junge hatte seine Hand um die Taille des Mädchens gelegt. Ein wenig hochmütig schauten sie herab auf den alten, struppigen, schwarzen Hund. Den vierbeinigen Zwerg: Alberich. Die Kinder standen in einem Waldstück, über dem Jungen erhob sich ein kleiner Hügel mit Bäumen, darunter moosiges Grün und Walderdbeeren. Das Mädchen hielt einen Erdbeerstängel in der rechten Hand.

Unbeschadet erreichte der kleine Hund die unterste Treppenstufe, fasste nach überstandener Gefahr Mut und ging dem Geruch nach, der ihn schon die ganze Zeit beunruhigte. Es roch nicht einmal unangenehm, aber anders als sonst. Er lief vorbei an der Küche, am Klavierzimmer, am Wohnzimmer. Der Geruch leitete ihn. Er kam zu dem kleinen Raum, den seine Herrin als Bibliothek bezeichnete. Der Geruch in diesem ziemlich dunklen Zimmer war nicht außergewöhnlich. Er entströmte den vielen dicken alten Büchern, die in den Regalen vom Boden bis zur Decke hin eingeordnet waren. Alberich roch schweinslederne Einbände, sehr angenehm, ja aufregend, er hätte die

Schweine zu gerne erschnüffelt und gejagt. Es roch auch nach anderen Tieren, die er aber nicht zuordnen konnte mit seiner Hundenase. Wohl aber näherte er sich nun diesem ganz anderen, unbekannten Geruch. Er stieß sich wieder an einem Sessel, den dicken Stollenfüßen des Armlehnstuhls, den seine Herrin bevorzugte, wenn sie las und ihn zu sich rief. „Alberich, leg dich hierhin, zu meinen Füßen.“ Das war Alberichs Lieblingsplatz im Haus, außer seinem Hundekörbchen oben im Schlafzimmer neben dem Bett seiner Herrin. Sein Lieblingsplatz im Wohnraum des unteren Stockwerks des großen Hauses, das seine Herrin und er mit niemandem mehr teilen mussten. Schon seit langer Zeit gehörte das alles ihnen allein, das Haus und der große Garten, in dem Alberich so gerne herumstreifte.

Der Geruch wurde stärker, bedrängte Alberichs Hundenase. Er stieß sich am Fußschemel, der vor dem Armlehnsessel stand. Alberich schnupperte. Er stieß sich schon wieder an, doch diesmal nicht an einem Möbelstück. Das war ein Fuß, ein Bein. Da war auch wieder der andere Geruch, der nichts mit dem gewohnten Geruch zu tun hatte, der für seine Herrin typisch war. Sie hatte ihn einmal benannt, den Geruch, hatte ihn „Duft“ genannt. „Ich dufte nach Eau de Cologne“, hatte sie einmal lachend gesagt. Was Französisches war das, soviel wusste Alberich.

Er schaute nach oben und sah seine Herrin schemenhaft im Sessel sitzen. Sie bewegte sich nicht. Warum nahm sie ihn nicht hoch wie sonst, setzte ihn auf ihren Schoß, streichelte sein struppiges Fell? Eine Hand stieß an seine Schnauze. Er leckte die Hand ab, deren Finger starr blieben. Alberich stieß ein heiseres Bellen aus, versuchte, seine bewegungslose Herrin dazu zu bringen, ihn doch endlich hochzunehmen, zu liebkosen, ihn zu trösten. Aber seine Hundeinstinkte sagten ihm, dass er vergeblich wartete, dass all sein Scharren, sein Winseln, sein verzweifelt Jaulen diese bewegungslose Gestalt, die einmal seine Herrin gewesen war und die nach Eau de Cologne geduftet hatte, nicht um alles in der Welt dazu bringen würde, ihn zu beachten. Wenn der Geruch nicht Eau de Cologne war, fragte sich der kleine Hund, was war das dann für ein Geruch, der immer intensiver wurde, vom Bibliothekszimmer Besitz nahm und sogar den modrigen Geruch der alten Bücher überlagerte und verdrängte. Leise winselnd und trauernd legte sich Alberich neben den Fußschemel seiner so seltsam ruhenden Herrin nieder und hielt Totenwache.

Von der Kirschbaumvitrine her starrten zwölf gläserne Augenpaare leer und verständnislos zu der Szene hinüber. Die Scheibe der Vitrine war zerbrochen, ebenso wie einige der Puppenköpfe aus Porzellan. Gezackte Risse wie Wunden, die jedoch nicht bluteten, verrieten, dass rohe Gewalt gewütet hatte. Puppenhände streckten sich hilflos nach oben. Seidenkleidchen, Schleifen und Rüschen waren in Unordnung geraten. Puppenmünder waren geöffnet, stumm fragend, woher die Zerstörung ihrer heilen Welt gekommen war.

Friedrich Gontard band Hund Oskar von der Leine los und setzte sich an den schweren Eichentisch im Wohnzimmer, wo ein deftiges Abendessen auf ihn wartete: Odenwälder Bauernbrot, Schinken und Salami vom Hofladen nebenan, Kochkäse und die riesigen Tomaten, die Anna dieses Jahr zum ersten Mal im Garten selbst angepflanzt hatte: Coeur de boeuf, Ochsenherzen, wie die Gontards sie von ihren Frankreichurlaube her kannten. Gontard bestrich sich eine Scheibe des knusprigen Brots mit Kochkäse und streute Kümmel und Salz darüber. „Köstlich“, sagte er und griff nach einer der dicken, fleischigen Tomaten, um sie zu zerschneiden. „Dieser Spaziergang war wieder mal herrlich“, sagte er. „Unser Odenwald ist nun, wo es auf den Herbst zugeht, am schönsten. Altweibersommer pur. Fäden in der Sonne. Wie feingespinnene Seide,“ schwärmte er, der ewige Romantiker.“ Ich freue mich aber noch mehr auf den Herbst“, erwiderte Anna.“ Sogar auf den Regen, den Wind, die fallenden Blätter.“ „Das Sterben der Natur eigentlich, oder?“ stimmte Friedrich Gontard ihr zu.“ So eine Vorahnung auf...“ dachte er. Seit seinem gesundheitlichen Kollaps im Frühjahr war Gontard noch nachdenklicher geworden. Doch er schwieg.

„Oh“, sagte Friedrich Gontard unvermittelt, vielleicht um ablenken zu wollen: „Ich muss nachher noch einmal kurz weg. Ich hab ganz vergessen, dir zu sagen, dass ein älteres Ehepaar in Weinheim um meine Expertise gebeten hat. Es geht um eine Sammlung von Briefmarken und Münzen. Die werde ich enttäuschen müssen, denn damit ist heute nichts mehr zu verdienen. Aber ich habe versprochen, um 20 Uhr dort zu sein. Oje, und dieser Tage muss ich mich auch noch um die Angelegenheit Weißgerber und Co. kümmern.“ „Weißgerber und Co?“ Anna, dem „Zaungast“ des Hobbys ihres Mannes, sagte der Name nichts. „Der Biedermeiersekretär,“ erklärte Friedrich Gontard, „ich muss ihn auf eine Auktion bringen. Nach Mannheim oder Heidelberg, ich zögere noch, was die bessere Adresse ist, die ergiebigere für die Besitzerin. Da warten wohl ein Sohn und eine Tochter darauf, dass das Möbel einen guten Preis erzielt. Die Besitzerin ist eine nette, gebildete Person, die Kinder aber scheinen an den antiken Stücken ihrer Mutter kein Interesse zu haben.“ „Bargeld ist ihnen lieber, oder?“ „Ja, aber bestimmt werde ich sie ebenso enttäuschen müssen wie das Ehepaar aus Weinheim mit seinen Münzen und Briefmarken. Möbel sind grauslich im Wert gesunken. Obwohl...“ er pausierte, um sich sein zweites Stück Bauernbrot mit Butter zu bestreichen und es mit einer Tomatenscheibe zu belegen.

„Obwohl natürlich der Biedermeiersekretär ein Prachtstück ist. Und nach Kirschbaummöbel wird noch eher gefragt als nach Weichholz- oder Eichenmöbeln.“ „So, wie zum Beispiel nach unserem guten Stück, dem Eichentisch, den wir lieben und

schätzen, oder?“ stimmte Anna mit ein. „Der Tisch, der bei unseren Familienfesten so gute Dienste leistet, und der uns schon so viele Jahre begleitet. Wenn er nur erzählen könnte. Da kämen Anekdoten und Geschichten aus rund zweihundertfünfzig Jahren zusammen.“

„Und Oscar liebt unseren Tisch über alles, egal, wie niedrig der heutige Verkaufswert ist,“ scherzte Friedrich Gontard. Der Hund schien die Worte seines Herrchens verstanden zu haben, denn er schaute nach oben. Der Fußsteg des Tisches diente dem Vierbeiner als Umgrenzung und als Ablage für die weißen Vorderpfoten und den schweren, schwarzen Hundekopf.

„So, nun muss ich aber weg,“ rief Gontard. „Tut mir leid, dass ich so ungemütlich und unhöflich und faul bin,-letzteres mit Blick auf den Tisch, der abgeräumt werden musste-, aber die Leute schienen mir am Telefon ziemlich pingelig zu sein und Wert auf Pünktlichkeit zu legen. Ich koche dafür morgen das Mittagessen,“ beeilte sich Gontard zu sagen. Aus seinem Blick sprach ein schlechtes Gewissen- und schon war er verschwunden.

Typisch Friedrich, dachte Anna. Immer in Bewegung. Altersgemäß, wie der Arzt riet? Eher nicht. „Man nennt es Unruhestand“, sagte Anna laut zu Oscar, der verwundert den Kopf von der Stegablage hob. „Wir räumen den Tisch ab, Oscar. Hilfst Du mir?“ Seufzend legte der Hund den Kopf zwischen die Pfoten und gönnte sich nach dem langen Spaziergang weiterhin eine Ruhepause.

Ich könnte ja..... ich könnte ja mal an die Lektüre der Briefe gehen, ging es durch Annas Kopf. Sie war auf diese Familie Weißgerber und Co. neugierig geworden. Mutter, Sohn und Tochter. Sie hatte ja heute Abend nichts zu tun, ihr schönes Buch von Christian Signol, das in den Cevennen spielt, hatte sie gestern ausgelesen. Und Friedrich würde sie für diesen Abend abschreiben können. Wenn er erst mal beim Fachsimpeln war, dann konnte das dauern mit dem Heimkommen. Besonders auch dann, wenn das Weinheimer Ehepaar redselig sein sollte. Dann ist er bestimmt wieder in seinem Element. Und das war gut so!!!

Anna war froh, ihren Mann nicht nach der Frau Weißgerber und C. gefragt zu haben. Sie hatte sich sehr zurückhalten müssen. Man muss nicht alles aussprechen, was man denkt, sinnierte Anna. Vielleicht weckt man dadurch nur schlafende Hunde!

Anna stellte eine Tasse dampfenden englischen Tees neben sich auf das runde Marmortischchen und machte es sich in ihrem Ohrenbackensessel gemütlich, der mit dunkelrotem Samt gepolstert war. Das Bündel Briefe, mit dem hässlichen Plastikband verschnürt, hatte sie aus dem bemalten Bauernschrank genommen und es auf die Marmorplatte gelegt. Sie löste die grüne Schnur und nahm den zuoberst liegenden Brief in ihre Hände. Wahllos. Wer weiß, vielleicht hatte die Besitzerin – Madame Weißgerber – sie fein ordentlich nummeriert bzw. sie chronologisch geordnet, vielleicht aber auch nicht. Man würde sehen.

Es war ein merkwürdiges, ungewohntes, ja verbotenes Leseabenteuer, auf das sich Anna Gontard hier einließ. Wie ein kleines Mädchen, das heimlich nascht und Angst hat, jeden Moment könnten die Eltern es entdecken, kam sie sich vor, und da musste sie ein wenig vor sich hinlachen. Sie kam sich dabei aber albern vor und war einen Moment lang in Versuchung, das Bündel neu zu verschnüren und es zurückzulegen. Nein, nicht in den Bauernschrank in ihrem „Literaturzimmer“, sondern ins Geheimfach des Biedermeiersekretärs, der in der „Räuberhöhle“ ihres Mannes im Kellergeschoß stand. „Räuberhöhle“, so hatte Tochter Lilli als Kind das Refugium ihres Vaters genannt, der auch schon in seinen Berufs Jahren als Chef der Ludwigshafener Kriminalpolizei ein Faible für schöne alte Dinge gehabt und mit dem Sammeln begonnen hatte. Und der in seinen wenigen freien Stunden das eine oder andere alte Möbel, die eine oder andere Uhr, restauriert hatte. Das bunt bemalte Holzschild „Vergammeltes, Versammeltes, Verwurmtes“, von der damals zehnjährigen Lilli gebastelt, zierte noch heute die Tür zur „Räuberhöhle des Exkriпочefs.

Die Versuchung, ihre Schnüffelei in fremden Briefen fortzusetzen, siegte über Annas Skrupel, sie goss Milch in ihren Tee, nahm einen kleinen Schluck und hätte sich fast die Zunge verbrannt. Das ist die Strafe, dachte das „ewige Pfarrerskind“ Anna, das mit Schuld- und Sühnegedanken groß geworden war. Sie holte tief Luft, entfaltete den ersten Brief und begann mit der Lektüre. Der Brief war auf etwas vergilbtes Geschäftspapier geschrieben, nicht auf normalem Briefpapier, die Zeilen waren liniert, der Name eines Autohauses prangte in großen Lettern oben auf dem Briefkopf. Anna war enttäuscht. Geschäftskorrespondenz. Wenig prickelnd.

Auto Beck, Heidelberg, den 8.10. 69

Liebes Muttilein, liebes Brüderchen.

Die Anrede beruhigte Anna ungemein. Keine trockene Geschäftspost an Autokunden, sondern Persönliches? Ihr Interesse wuchs, und sie fragte sich, wer da wohl so liebevoll an „Muttilein“ und „Brüderchen“ schrieb. Und sie las:

Entschuldigt bitte, dass ich kein besseres und schöneres Papier für Euch ausgesucht habe. Aber die Erklärung ist ganz einfach: ich schreibe diesen Brief hier in meiner Mittagspause, und ich habe sehr wenig Freizeit. Ich bin nun schon seit drei Wochen hier in Heidelberg und in der neuen Firma, und ich fühle mich recht wohl. Zwar gibt es überall und immer etwas, das stört. Oder eine Person, die man nicht so mag, doch ich sollte mich nicht beschweren. Ich habe großes Heimweh nach Euch, auch nach Nürnberg, nach den Geschäften dort und nach den Kirchen. Ich war schon in der Heilig Geist Kirche und hab für Euch gebetet, aber an die Lorenzerkirche und an St.Sebaldus kommt diese Kirche nicht ran.

Liebes Brüderchen, ich hoffe, Du machst der lieben Mutti keinen Kummer und lernst fleißig. Du sollst doch mal studieren und es unserm Vati nachmachen. Der ist nun schon so lange tot, seit 7 Jahren genau. Wenn Du, mein kleiner Bruder, Dich auch nicht mehr an ihn erinnerst: Vati wäre stolz auf Dich, lieber Leander, wenn er wüsste, dass Du eifrig lernst und Mutti unterstützen kannst. Du warst zwar erst sieben Jahre alt damals, als Vati so plötzlich und unerwartet von uns ging, aber Du bist nun mit Deinen vierzehn Jahren der „Mann im Haus“, seit ich in der Fremde bin, um Geld zu verdienen. Vielleicht schreibst Du Deiner großen Schwester Malu einmal ein paar Zeilen.

Liebe Mutti, ich muss nun Schluss machen. Die Mittagspause ist zu Ende. Ich umarme Euch und verspreche, bald wieder zu schreiben.

Eure Marlene/Malu

Dem Brief war ein gepresstes Kleeblatt beigelegt.

Anna legte den Brief auf den Marmortisch, trank von ihrem Tee, der schon ein wenig abgekühlt war. Seltsam, der Brief, der Alltägliches enthielt, keine Geheimnisse, nichts Ungewöhnliches, ließ in ihr einige Fragen aufkommen. Wie alt war diese Briefeschreiberin, diese „Malu“, die in Heidelberg offenbar in einem Autohaus ihr Geld verdiente? Im Jahr 1969, so rechnete Anna aus, müsste sie wohl etwa zwanzig Jahre alt gewesen sein, um Einiges älter als das „Brüderchen“ vermutlich. Das ist meine Generation, dachte Anna. Irgendetwas war zwischen den Zeilen gestanden, etwas Mysteriöses, aber sie konnte auch bei nochmaligem Lesen nicht herausfinden, was es war.

Es drängte sie, den nächsten Brief zu lesen. Sie schaute auf die Uhr. Ihre Ahnung hatte sie nicht getrogen: ihr lieber Mann hatte sich „festgebabbelt“ bei dem Weinheimer Ehepaar. Die Briefmarken und Münzen waren offenbar gar nicht so uninteressant, und vielleicht gab der Haushalt auch noch andere sehenswerte alte Objekte her.

Anna trank den letzten Schluck ihres mittlerweile kalten Tees und griff nach dem nächsten Brief, der diesmal auf hübschem Büttenpapier geschrieben war. Es war hellrosa und duftete sogar noch ein wenig nach einem zarten Parfum.